

Predigt anlässlich der Einführung als Akademiedirektor am 06. März 2011

„Ich ging im Walde so für mich hin und nichts zu suchen war mein Sinn.“ Das ist, liebe Festgemeinde, Goethe und zugleich das bleibende Programm aller Flaneure, aller Peripatetiker: Sie jagen nicht einem vermeintlich lohnenden Ziel hinterher, sondern warten mit ruhigem Puls und Schritt, dass sich Glück und Erkenntnis einstellen. Der Gang vom Gästehaus der Akademie am Gesundbrunnen zum Schlösschen Schönburg, zum Pavillon und retour, mag hierfür kein schlechter Weg sein. So kann man erlangen, was viele Gäste der Evangelischen Akademie Hofgeismar sich von ihrem Besuch erhoffen: private und berufliche Verwertbarkeit. Das sagen zumindest die Ergebnisse des erfolgreich abgeschlossenen Qualitätsmanagements.

Das Glück kommt unerwartet, gewiss nicht nur in Hofgeismar und in der Evangelischen Akademie. Das Glück lauert potentiell - *überall*. So ereilte es auch mich, als ich das Wallraf-Richartz Museum in Köln besuchte und auf das Bild stieß, dessen Wiedergabe Sie nun in den Händen halten: Eduard Bendemanns Gemälde „Die trauernden Juden im Exil“ aus dem Jahr 1832. Es war keine Liebe auf den ersten Blick. Ein Zeichen von Schwäche scheint es zu sein, wenn eine Textzeile das Bild erläutern muss. Warum hat der Künstler das gemacht? Wohl auch deshalb, weil bereits den Betrachtern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die biblische Referenz des Bildes nicht unbedingt geläufig war: der Transfer von einer trauernd sitzenden Gruppe hin zum 137. Psalm.

Dieser Psalm nun schlägt wiederum die Brücke nach Hofgeismar – und zwar eine biographische. Von meinem Büro am Gesundbrunnen fällt der Blick auf das Predigerseminar. Hier unterzog ich mich im Dezember 1986 der Ersten Theologischen Prüfung. Vom Prüfer im Fach Altes Testament wurde mir vorab berichtet, er fordere die Examinanden zum Schluss des Gesprächs auf: „Nun sagen Sie mal einen Psalm auf – nur nicht den 23.“ Den, so meinte Professor Kaiser, könne man als geistliche eiserne Ration ohnedies auswendig. Es hieß also vorbereitet sein – und meine Wahl fiel auf den 137. Psalm. Eine ganze Reihe von Gründen gab es dafür: Kaum ein anderer Psalm lässt sich so eindeutig geschichtlich verorten: de captivitate babilonica. Von Leid, traumatisierter Erinnerung ist hier die Rede, gesungen wird vom Singen zum Lobe Gottes - und von der Unmöglichkeit, es unter den Vorzeichen von Unterdrückung, zumal fern der Heimat zu tun: ein Zions-

Psalm unter umgekehrten Vorzeichen. Es sind die erschreckenden, irritierenden Schlussverse, die diesen Psalm zu einem ungewöhnlichen und angreifbaren machen. Es ist schließlich die reiche musikalische Tradition, die sich mit diesem Psalm verbindet: seit dem frühen 16. Jahrhundert, lateinisch und deutsch – in großartigen Aneignungen etwa von Palestrina, Wolfgang Dachstein und Bach. In diesem Psalm, in dem mannigfaltig vom Leid die Rede ist, das Menschen Menschen antun, fanden auch die schwarzen Sklaven Nordamerikas ihr Schicksal wieder „By the Rivers of Babylon“ hieß ihre Vertonung. In einer Popversion (Boney M.) wurde dies 1978 zu einem Hit, der nicht nur die Charts ganz Europas eroberte, sondern auch Nummer 1 in Israel, in Kenia und dem damaligen Apartheidstaat Südafrika wurde. Mehr als 4 Millionen Mal ging der in Deutschland produzierte Song über die Ladentheke.

Vom letzterem weiß Eduard Bendemann nichts, als er 1832 seine Gemälde „Die trauernden Juden im Exil“ schuf. Gerade einmal 21 Jahre ist er da alt und den Erfolg dieses Gemäldes wird er nie mehr erreichen. Und so eindrücklich wie hier wird in der Kunstgeschichte der Psalm 137 nie mehr ins Bild gesetzt werden. Spätere Künstler meinten sich streng historistisch dem Thema nähern zu müssen, andere huldigten dem Zeitgeschmack des Orientalismus: mit exotischen Accessoires; dem abendländischen Korsett wird die Laszivität des Morgenlandes gegenübergestellt.

Was aber sehen wir auf dem Bild Bendemanns, was hat die Menschen so angezogen, was berührt sie auch noch heute? „An den Wassern Babylons saßen wir, und weinten, wenn wir an Zion gedachten.“ Es ist zum einen das starke Gefühl, das von diesem Bild ausgeht. Trauer, stumme Klage, ohnmächtiger Zorn – davon wird noch zu reden sein. Gewiss auch Ruhe, aber keine, die entlastet, sondern eine Ruhe des Leidens, Apathie, Hoffnungslosigkeit. Drei jüngere Frauen sind zu sehen – jede auf ihre eigene Weise in Körperhaltung und Gesichtsausdruck der Trauer hingegeben. Ein Mann, an Ketten gefesselt. Er lässt wie die junge Frau rechts sein Instrument, eine Harfe, sinken. Dieser Ort und diese Zeit – so sagt uns das Bild – sie sind kein Ort für fröhlichen Gesang.

Unsere Harfen hängten wir an die Weiden dort im Lande, denn die uns gefangen hielten, hießen uns dort singen und in unserm Heulen fröhlich sein: „Singet uns ein Lied von Zion!“ Wie könnten wir des HERRN Lied singen in fremdem Lande?

Hier, fern der Heimat, deportiert, muss die Stimme stocken, alle Musik an ein Ende kommen. Es spricht, so Exegeten, einiges dafür, deportierte Tempelmusiker als Verfasser des Psalms zu vermuten. Doch erfahren wir davon in einem Lied, das nicht in Babel, sondern nach wohl nur bedingt glücklicher Rückkehr gen Zion verfasst, die Traumatisierung der Vergangenheit lebendig werden lässt. Hier im 137. Psalm erfahren wir: Die Vergangenheit ist nicht tot. Sie ist noch nicht einmal vergangen.

Liebe Gemeinde, Eduard Bendemann hat ein Bild zu einem Gebet und zu einer Geschichte gemalt, die 2500 Jahre zurückliegt. Und doch hat es die Menschen vor mehr als 150 Jahren tief berührt. Geht es uns heute nicht genauso? Wie gelingt ein solcher Brückenschlag aus der Vergangenheit ins Jetzt? Text wie Bild müssen etwas im Betrachter wie im Leser auslösen, das uns – auch jenseits von Babylon – packt und unser Herz anrührt. Es ist zum einen das *Mitleid*, das uns angesichts des Elends des Mitmenschen erfassen soll. „Und als er ihn sah, da jammerte es ihn“ heißt es hierzu im Grundtext des Neuen Testaments. Mitleid am Elend des Mitmenschen. Im 19. Jahrhundert wird dies Gegenstand der Kunst: in den Bildern Goyas etwa. Das philosophische Hohelied des weltüberwindenden Mitleids hat Schopenhauer nur wenige Jahre vor dem Gemälde Bendemanns verfasst. Doch so altruistisch, so selbstlos ist das Mitleid freilich nicht. Im Leid der trauernden Juden spiegelt sich zugleich das Leiden des Betrachters an und in der Gegenwart. Es sind die babylonischen Gefangenschaften – politisch wie individuell – im Hier und Jetzt, in denen sich der Betrachter anno 1832 und 2011 in diesem Bild erkennt. Das Bild will also weder primär Historien Gemälde noch schiere Verkündigung sein; nie hat es eine Kirche geschmückt, sondern Atelier, Salon, Museum. Ein Stück Kulturprotestantismus. Vom Verlust der Heimat, des sicheren Bezugspunkts und aller Gewissheiten erzählt dieses Bild. Wie die Juden einst in Babylon - so auch wir. Das Gefühl, die tragende Mitte, den festen Halt, die Beheimatung im weiteren übertragenen Sinne verloren zu haben: Es ist heute höchst präsent. Doch dieses Gefühl ist nicht neu, es war zur Zeit Bendemanns ebenfalls virulent.

Die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts: Es ist die Zeit der beginnenden Industrialisierung, es ist die Zeit nach den Wirren der Revolutionen und napoleonischen Kriege, als den Bürgern – auch im hiesigen Territorium – die verfassungsmäßige Freiheit wieder beschnitten wird. Sehnsucht heißt deshalb das Schlüsselwort der Epoche, die wir (späte) Romantik und Restauration nennen und in

der Eduard Bendemann wirkte. Sehnsucht nach Heimat – und nach Freiheit. Die gefangenen Juden - sie dienen nicht nur Bendemann als Projektionsfläche. Kurze Zeit später greift Verdi just dieses Sujet in seinem „Nabucco“ auf. Die Oper samt ihrem Gefangenenchor wird als Fanal für die Selbstbestimmung Italiens verstanden. Die Gegenwart des Vergangenen. Andere schließlich haben in Bendemanns Bild einen Kommentar zur damaligen widersprüchlichen, schwierigen rechtlichen Situation der Juden in Deutschland gesehen. Bendemann war evangelischer Christ; seine Eltern getaufte Juden. All dies sind nicht einander ausschließende Deutungen. Viele sind möglich und legitim – auch eine entmythologisierende aktualisierende Aneignung, die in den trauernden Juden die Gefangenen, Internierten, das Schicksal der Migranten des 20. Jahrhunderts und unserer Tage entdeckt. Bendemanns Bild ist auch heute gleichermaßen Psychogramm der Abgebildeten wie der Betrachter.

Liebe Gemeinde, die Arbeit der Evangelischen Akademie soll zum „besseren Verständnis der Gegenwart und zur aktuellen Verkündigung des Evangeliums und zur Lösung der in Kirche und Gesellschaft anstehenden Aufgaben“ dienen. So sagt es feierlich und bestimmt das Akademiegesetz. Und die Akademie und ihre Mitarbeiter tun dies – in dem genannten breiten Spektrum: Vor wenigen Stunden erst gingen zwei Tagungen zu Ende. „Was ist gut in Afghanistan?“ – fragte die andere. Mit Maria - „Im Schatten der Madonna“ - befasste sich das Frauenforum. In dieser Predigt kamen bereits das Wort Gottes, die Kunst- und Mentalitätsgeschichte zur Sprache – und als Andeutung ihr möglicher Bezug zu Gegenwart.

Hierzu gilt es einen letzten Gedankengang zu widmen. Er ergibt sich – auch – aus dem Skandalon der letzten Psalmverse, die ein Exeget so charakterisiert: (potentielle) Selbstverfluchung und Verwünschung (Vers 6), Strafforderung (Vers 7), Androhung von Vergeltung (Vers 8) und Aufruf zur Blutrache (Vers 9) – an Unschuldigen, an Zivilisten, an Kindern. Das ist bereits für die spirituelle Praxis ein Problem: „Das kann ich nicht beten“, sagte unlängst ein Bekannter mit Blick auf Psalm 137 – wer wollte es ihm verübeln!? Verschärft stellt sich diese Frage für den Konvent eines Benediktinerklosters, der im Wochenrhythmus alle 150 Lieder des Psalters betet. In den Büchern der Stundengebete ist es deshalb so, dass die sogenannten schwierigen Stellen eingeklammert sind, also optional gebetet werden können. Die Gründe es nicht zu tun, sind offenkundig. Die meisten Vertonungen – ob Dvořák oder Boney M. enden tatsächlich mit den un-verminten Versen.

Es gibt jedoch Gründe, den Psalm 137 ganz zu beten. Das bedeutet dann, den Opferdiskurs neu zu führen und sich dem Verhältnis von Religion, genauer gesagt von Gläubigen zur Gewalt zu stellen. Es ist wahr: Die trauernden Juden des Exils erheischen unser Mitgefühl, sie bieten sich als Identifikationsgröße an. Doch es ist naiv, um die Opfer, um jene, die mit ihrem Schicksal hadern, eine Aura der reinen Unschuld und der Gewaltlosigkeit zu platzieren. Der bekannteste Kronzeuge gegen eine solche Haltung, Bert Brecht, hat das so ausgedrückt:

Dabei wissen wir doch:

Auch der Haß gegen die Niedrigkeit verzerrt die Züge.

Auch der Zorn über das Unrecht macht die Stimme heiser.

Ach, wir die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit

Konnten selber nicht freundlich sein.

Man wird den anonymen Dichtern des 137. Psalms zugutehalten, dass wohl auch sie Betroffene waren und auf erlittene Gewalt ihrerseits nur mit Gewaltphantasien reagieren konnten. All dies ist richtig. Doch können wir uns der Frage nach dem Verhältnis von Religion und Gewalt nicht entziehen, die hier exemplarisch und drastisch sichtbar wird. Nicht Kuckucksei sollten uns die letzten Verse des 137. Psalms sein, sondern Anstoß zum Diskurs. Dass das letzte Ziel der Religion, zumal der biblischen, der Weg der Eindämmung, ja des Durchbrechens des Teufelskreises von Gewalt und Gegenwärt sei, ist ja keinesfalls *common sense*. Im Gegenteil: Dem Glauben an den *einen* Gott wird vorgeworfen, Quelle von Intoleranz, Gewalt, Hass und Ausgrenzung zu sein. Der 137. Psalm scheint hierfür ein sprechendes Indiz zu sein so wie die – ökumenischen - Blutspuren der Kirchengeschichte. Und um die dritte Buchreligion nicht auszuschließen: In dieser Woche wurde der einzige christliche Minister Pakistans ermordet, was nicht nur auf klammheimliche Freude stieß, sondern religiös legitimiert wurde. Abstoßend und – blasphemisch! Wie können wir auf solche Anwürfe reagieren – zumindest mit Blick auf unseren Part? Apologetisch: „Warum Religion Gewalt nicht hervorbringt, sondern bindet“, so lautet der Titel einer einschlägigen Schrift hierzu. Mit Blick auf den 137. Psalm ist es gewiss ein Fortschritt protestantischer Theologie, Gewaltphantasien nicht abzuspalten und allein Israel, dem Volk des Alten Bundes zuzuschreiben, auf dass der Neue umso glänzender dastehen möge! Psalm 137, vom Anfang bis zum Ende, wir mögen es

gerne hören oder nicht - ist, um es mit einem schillernden Begriff dieser Tage zu sagen, Teil unseres christlich- jüdischen Erbes.

Liebe Festgemeinde, zur Antrittspredigt als Akademiedirektor habe ich Psalm 137 gewählt, nicht etwa den 133., den oft gebetet, in dem davon die Rede ist, „wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder und Schwestern einträchtig beinander wohnen!“ Wahr ist das und wir können nur seufzen „Eia, wär'n wir da!“ Aber der 137. Psalm ist wohl doch der passendere für die Akademiearbeit: mit Blick auf die Fragen, die er aufwirft, und die Breite ihres Spektrums. Mit Blick auf die Leidenschaft und Nüchternheit, die Akademiearbeit als besondere Form evangelischer Bildungsarbeit verlangt. „Nicht an den Ästen rütteln, die Wurzeln tiefer treiben!“ Diese Forderung Hermann Hesses nehme ich gerne für das neue Amt an.

Versöhnlich, vorsichtig hoffnungsvoll will ich schließen: „Suchet der Stadt Bestes!“ So lautete das Motto der letzten Periode der Landessynode der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Es ist dem Brief des Propheten Jeremia an die „Weggeführten in Babel“ entnommen. „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen. Betet für sie zum Herrn.“ Die Beter des 137. Psalms sind Jeremia nicht gefolgt - oder nur in einem schwer erträglichen ohnmächtig eigenmächtigen Sinne! Befolgt haben sie freilich einen weiteren Rat des Propheten: „Nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter!“ Noch einmal kann das Bild Eduard Bendemanns uns leiten. Der Blick des pater familias ist auf ein Kind, genauer gesagt auf Mutter und Kind in der linken Bildhälfte gerichtet. Die Kleidung der Mutter, dazu der holde Knabe im lockigen Haar – es sind typische Merkmale, die in unzähligen Bildern Maria und dem Jesuskind zugeschrieben werden. Doch die Unterschiede sind augenfällig: Wir sehen hier keine frohe, lächelnde oder himmlisch entrückte Gottesgebärerin, sondern eine düster hereinblickende junge Frau; das Gesicht des Kindes bleibt uns verborgen. Die klassische Zuordnung „Verheißung und Erfüllung“ wird von Bendemann unterlaufen. Aber sein Bild enthält doch den Keim, das Senfkorn der Hoffnung: dass die Geschichte weitergeht, die Geschichte Gottes mit seinem Volk, den Völkern und seiner Erde. Dass Gottes Verheißungen, die er durch die Propheten und seinen Sohn gesprochen hat, in Erfüllung gehen: dass Unrecht und Unfreiheit an ein Ende kommen, dass unser Sehnen nicht unbeantwortet bleibt und uns schließlich durch und von Gott geschenkt wird, um das Menschen - in Hofgeismar und allerorten - quer durch die Geschichte bis heute bitten: Heimat.